

SONJA LEVSEN

Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg

Militarismus in englischen Colleges und deutschen
Studentenverbindungen am Vorabend des Ersten Weltkrieges

Gemeinschaft, Männlichkeit und Krieg. Militarismus in englischen Colleges und deutschen Studentenverbindungen am Vorabend des Ersten Weltkrieges

SONJA LEVSEN

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte. Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß dem Mann in seine Rechte. Drum gab er ihm den kühnen Mut, den Zorn der freien Rede, daß er bestände bis aufs Blut, bis in den Tod die Fehde!“¹ Diese Verse von Ernst Moritz Arndt aus dem Jahr 1812 gehörten 100 Jahre nach ihrer Entstehung, am Vorabend des Ersten Weltkrieges, zum Standardliederrepertoire studentischer Feste. Bei der Einweihung der von der Studentenschaft gestifteten Tübinger Bismarcksäule im Jahr 1908 etwa schallten sie „wie ein brausender Orkan durch die sternklare Nacht“, berichtete ein teilnehmender Student.² Studenten nahmen nicht nur an den kriegsbegeisterten Umzügen des August 1914 in vorderster Reihe teil,³ sondern ein Großteil der Studenten europäischer Länder meldete sich darüber hinaus freiwillig zur Front. Was aber verband Studenten und Krieg?

-
- 1 Kammers-Lieder des Tübinger Wingolf, Tübingen 1902, S. 12. Dieser Aufsatz ist Teil-ergebnis eines umfangreicheren Forschungsprojektes im Tübinger Sonderforschungsbereich „Kriegserfahrungen“.
 - 2 Landesbibliothek (LB) Stuttgart, Unkatalogisierte Württembergische Drucksachen, Jahres-Bericht des Corps Franconia 1909, S. 9.
 - 3 Jeffrey Verhey, „Der Geist von 1914“ und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000, direkt zu Studenten u.a. S. 40; vgl. daneben Wolfgang Kruse, Die Kriegsbegeisterung im Deutschen Reich zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Entstehungszusammenhänge, Grenzen und ideologische Strukturen, in: Marcel Van der Linden /Gottfried Mergner (Hg.), Kriegsbegeisterung und mentale Kriegsvorbereitung. Interdisziplinäre Studien, Berlin 1991, S. 73-88. Verhey und Kruse relativieren die Annahme einer allgemeinen Kriegsbegeisterung, besonders Verhey betont die große Rolle der Studenten.

Um diese Frage zu beantworten, sollen im Folgenden deutsche Studentenverbindungen – am Beispiel Tübingen – und englische Collegestudenten – am Beispiel Cambridge – in den Blick gerückt werden. Studentenverbindungen und Colleges waren zwischen der Jahrhundertwende und dem Ersten Weltkrieg Orte eines engen Gemeinschaftslebens, dessen Form und Rituale studentische Selbst- und Weltbilder prägten, einen spezifischen Typus hervorbrachten.⁴ Ein Hauptmerkmal dieses Typus war ein dominantes Männlichkeitsideal. Kriegsbereitschaft war für deutsche und englische Studenten ein wichtiger Bestandteil ihrer männlichen studentischen Identität, ein Element, das durch die Praktiken des Studentenlebens in Verbindungen und Colleges eingepägt wurde. Mit Hilfe der in der Militarismusforschung vielfach eingeforderten Vergleichsperspektive⁵ will diese Lokalstudie übernationale Gemeinsamkeiten wie auch spezifische Unterschiede studentischen Militarismus herausstellen. Das die Forschung lange beherrschende Bild des „militaristischen“ Kaiserreichs, dem ein „zivilis“ England gegenüber gestanden habe, ist inzwischen berechtigterweise in Zweifel gezogen worden.⁶ Detaillierte vergleichende Arbeiten fehlen jedoch bisher. Die folgenden Ausführungen stützen sich auf die Auswertung von Studentenzeitungen, Protokollen von Debattierklubs und Korporationskonventen, Semesterberichten, Festschriften und autobiographischen Dokumenten. Sie wurden auf diejenigen Elemente des Studentenlebens untersucht, welche die für diese Epoche charakteristische Affinität von Studenten zu Krieg begründen können.

Waffenstudentische Männlichkeit

Männlich zu werden war ein wichtiges Ziel des Studentenlebens in den Korporationen des späten Kaiserreichs: Studentische Quellen thematisieren Männlichkeit in der Regel nicht als etwas Gegebenes, sondern als etwas, das durch das Studentenleben zu erwerben sei.⁷ Neben der Ausgrenzung von

4 Vgl. Norbert Elias, Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Michael Schröter, Frankfurt 1989, S. 67 ff.

5 So kürzlich etwa Wolfram Wette, Für eine Belebung der Militarismusforschung, in: ders. (Hg.), Militarismus in Deutschland 1871–1914. Zeitgenössische Analysen und Kritik, Münster 1999, S. 32.

6 „The self-indulgent myth of nineteenth-century Britain as an anti-militaristic society, then, will not bear scrutiny“ – so James A. Mangan, Duty unto Death: English Masculinity and Militarism in the Age of the New Imperialism, in: The International Journal of the History of Sport 12 (1995), S. 14; vergleichend hierzu Christoph Jahr, British Prussianism. Überlegungen zu einem europäischen Militarismus im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Wolfram Wette (Hg.), Militarismus in Deutschland 1871 bis 1945. Zeitgenössische Analysen und Kritik, Münster 1999, S. 290-309.

7 Zu Männlichkeitsidealen deutscher und englischer Studenten vgl. ausführlicher Sonja Levens, Männlichkeit als Studienziel. Männlichkeitskonstruktionen englischer und deut-

Frauen, exzessiven Trinkritualen und einer strengen internen Hierarchie diente dabei vor allem das Mensurfechten diesem Zweck. Es wurde gepriesen als „hervorragendes Erziehungsmittel zur Selbstbeherrschung und Mannhaftigkeit, zur Stärkung des Ehr- und Selbstgefühls und des Gefühls der Freundschaft und brüderlichen Zusammengehörigkeit junger, wehrkräftiger Männer.“⁸ Im Gegensatz zu Duellen, die ebenfalls unter Studenten ausgefochten wurden, handelte es sich bei der Mensur nicht um einen Kampf zur Verteidigung persönlicher Ehre, sondern um ein ritualisiertes Kampfspiel.⁹ Im Kampf standen sich die Kontrahenten in festgelegtem Abstand gegenüber und durften sich weder nach vorne bewegen noch zurückweichen. Der Körper der Kämpfer war geschützt, der Kopf jedoch nicht, die Verletzungsgefahr war erwünscht.¹⁰ Jegliches Zurückweichen mit Kopf oder Körper, so die zentrale Regel, disqualifizierte einen Kämpfer. Verletzungen mussten unbewegt hingenommen werden.

Sowohl zeitlich wie auch im Wertekanon der Studenten nahm das Fechten breiten Raum ein. Ein Großteil der Verbindungsstudenten brachte täglich ein bis zwei Stunden mit Fechten zu; das Ansehen einer Verbindung hing eng mit ihren Fechtleistungen zusammen; schlagende Verbindungen galten in der Regel mehr als nichtschlagende. Zwar fochten längst nicht alle Verbindungen im späten Kaiserreich Mensuren, doch setzten diese sich um die Jahrhundertwende immer stärker durch. Viele Tübinger Verbindungen wandelten sich zwischen 1870 und 1914 von nichtschlagenden in schlagende Verbindungen um.¹¹ Mit der Zunahme der Zahl der fechtenden Studenten gewann das so genannte „waffenstudentische“ Männlichkeitsideal an Bedeutung und wirkte schließlich weit über die Gruppe der mensurfechtenden Studenten hinaus. Zwar gab es auch Gruppen innerhalb der korporierten Studentenschaft, die diesem Ideal eher distanziert gegenüberstanden. Zu nennen

scher Studenten vor dem Ersten Weltkrieg, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 51 (2003), S. 109-130.

- 8 Eduard Schneider, Bilder aus der Vergangenheit des Korps Franconia zu Tübingen. Zur Jahrhundertfeier des Korps 1821–1921, Stuttgart 1921, S. 213.
- 9 Zur Geschichte studentischer Mensuren und Duelle vgl. Ute Frevert, Ehrenmänner, Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1991, Kap. V; sowie Kevin McAleer, Dueling. The Cult of Honour in Fin de Siècle Germany, Princeton 1994, Kap. IV.
- 10 Es existierten Vorrichtungen zum Ohren- und Augenschutz, die jedoch, um Härte zu demonstrieren, teilweise nicht verwendet wurden. So konnte sich die Tübinger Verbindung Saxonia 1911 nicht mit den Burschenschaften auf einen Augenschutz einigen, vgl. Universitätsarchiv Tübingen (im Folgenden UAT) 367/47 Chronik der Verbindung Saxonia, Bd. 3., 1899–1923, hier: S. 1911.
- 11 Die Entwicklung hin zu Bestimmungs- oder Verabredungsmensuren sowie von der bedingten zur unbedingten Satisfaktion geht aus zahlreichen Verbindungsgeschichten hervor, vgl. stellvertretend Heinrich Münzenmaier, Geschichte der Landsmannschaft Schottland zu Tübingen 1849–1924, Stuttgart 1924; Jürg Arnold, Stuttgartardia Tübingen 1869–1994, Stuttgart 1994.

sind hier vor allem diejenigen katholischen und protestantischen Korporationen, die aus religiösen Gründen ihren Mitgliedern das Mensurfechten verboten und aus deren Reihen regelmäßig Kritik am Duellwesen laut wurde.¹² Diese dezidiert christlichen Korporationen standen zweifellos innerhalb der korporierten Studentenschaft dem Fechtkultur am fernsten. Aber auch die Mitglieder der katholischen Tübinger Verbindungen nahmen in der Regel Fechtunterricht, auch sie trugen zur verbindungsstudentischen Uniform, dem Wuchs, die Fechtwaffe, den so genannten „Schläger“.¹³ Sie übernahmen damit Praktiken, die eng mit dem waffenstudentischen Männlichkeitsideal verbunden waren. Dies schein geboten, um Anerkennung in der Studentenschaft zu erlangen. Ähnliches gilt selbst für die nicht-korporierten Studenten. Das mit dem Fechten verbundene Männlichkeitsideal prägte in erster Linie die Verbindungsstudenten, die in Tübingen rund 60-70% der Studentenschaft ausmachten, und unter diesen die schlagenden Korporationen stärker als die nichtschlagenden. In Kleinstädten wie Tübingen hatten die Verbindungen vor dem Weltkrieg eine Meinungsführerschaft inne und übten großen Einfluss auf die Verteilung von sozialer Anerkennung innerhalb der Studentenschaft aus. Insofern ist von einer über die Verbindungen hinausgehenden Prägekraft dieses Männlichkeitsideals auszugehen. Seine Bedeutung für nicht-korporierte Studenten soll hier jedoch nicht Thema sein.

Selbstdisziplin, Härte, Mut und Aufopferung für die Gruppe waren die Kernelemente dieses Ideals. Nach Ute Frevert war der Männertyp, den das Militär schaffen wollte, „körperlich abgehärtet, opferbereit, beherrscht, willensstark, kontrolliert, kameradschaftlich, anti-individualistisch“.¹⁴ Diese Kriterien dominierten auch das studentische Männlichkeitsideal, mit einer Ausnahme: Den Körper trainierte das Fechten nur in sehr begrenztem Maße. Auch wenn die Bedeutung anderer Leibesübungen nach der Jahrhundertwende in der Studentenschaft zunahm, definierten Studenten Männlichkeit in erster Linie über moralisch-charakterliche Eigenschaften. Nicht nur die Symbolik des Mensurfechtens verwies also auf eine Kriegssituation, auch die von ihm vorgeblich geförderten Eigenschaften waren die einer soldatischen Männlichkeit. Der Gedanke des Opfers war dabei zentral: Die vorgeschriebene Unbewegtheit zwang den Kämpfer, die Verletzung dem Zurückwei-

-
- 12 Zu katholischen Studenten siehe Christopher Dowe, *Zwischen Autorität und Freiheit. Katholische Studenten und Studentinnen im wilhelminischen Deutschland*. Ein Beitrag zur Geschichte von Katholizismus, Universität und Bildungsbürgertum, Diss. Tübingen 2003, Kapitel V.
 - 13 Josef Forderer, *Katholische Studentenverbindung Alamannia Tübingen*. Von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Tübingen 1962, S. 68; Alfred Vollmer, *Geschichte der akademischen Verbindung Guestfalia zu Tübingen, 1859–1909*, Ulm 1909, S. 91.
 - 14 Ute Frevert, *Das Militär als „Schule der Männlichkeit“*. Erwartungen, Angebote, Erfahrungen im 19. Jahrhundert, in: dies. (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997, S. 162.

chen vorzuziehen. Der einzelne Student gab damit die Verfügungsgewalt über den eigenen Körper auf zugunsten der Autorität der Gemeinschaft, die die Kampfregeln festlegte und den Kampf bewertete. Dieses Ritual des Einfügens in die Verbindungsgemeinschaft – eine Art Bluttaufe, die Gruppenidentität schuf – galt darüber hinaus als Symbol für die bedingungslose Bereitschaft, sich für das Vaterland zu opfern. In Fotoalben sowie illustrierten Verbindungsgeschichten schlagender Korporationen finden sich stets Fotos blutüberströmter Studenten nach der Mensur. Sie vermitteln eine Ästhetik des Opfers.¹⁵ Auch in Liedern und Reden idealisierten die Studenten das Fechten als Vorbereitung auf Kampf und Opfertod fürs Vaterland. So lautete der Refrain des gängigsten Studentenlieds der Zeit, das zu fast keinem Anlass fehlte: „Burschen heraus! Wenn es gilt fürs Vaterland, treu die Klängen dann zur Hand, und heraus mit mut’gem Sang, wär’ es auch zum letzten Gang!“¹⁶ Kampf und Tod thematisierende Lieder bildeten zwar nur einen kleinen Teil des Liedrepertoires, dessen Großteil dem Genre „Wein, Weib und Gesang“ oder idyllisierender Jugendschwärmerei gewidmet war. Dennoch wurden sie bei vielen Gelegenheiten gesungen; sie auswendig zu lernen, gehörte in der Regel zum Pflichtprogramm neuer Mitglieder. Damit sind Lieder, neben dem Fechten, zu den Elementen studentischer Kultur zu rechnen, die dazu beitrugen, dass sich Studenten mit einer soldatischen Aufgabe identifizierten: Singen war ein wichtiges verbindungsstudentisches Gruppenritual, in dem Gemeinschaft auch sinnlich-körperlich erfahren wurde. Schwärmerisch preist der Bericht über das Stiftungsfest der Verbindung Rothenburg 1905 den „gewaltigen Gesang“, der ein Gemeinschaftsgefühl und eine „Flut der Begeisterung“ erzeugt habe, die „jedermann unerbittlich mit sich fortriss“.¹⁷

Auch in anderen Bereichen lässt sich gerade für das späte Kaiserreich eine Militarisierung des Studentenlebens diagnostizieren. Disziplin und Unterordnung unter die Gemeinschaft wurden nach 1900 zunehmend betont, die Uniformierung der Studentenschaft nahm in der spätwilhelminischen Zeit deutlich zu. Auch wenn studentische Uniformen nie sonderlich militärisch wirkten, stand die zunehmende Uniformierung doch beispielhaft für den die Studentenschaft charakterisierenden Trend eines fast pathologischen Strebens nach Einheit und Einheitlichkeit. Verbindungsstudentische Erziehung zielte zunehmend auf Strammheit und Schneidigkeit. Enge Kontakte

15 Eines der extremeren Beispiele findet sich in UAT 367/337 Saxonica: Pauk- und Gruppenfotos, o.S.: Der gesamte Kopf, der Oberkörper und Teile der Beine des einen Studenten sind blutüberströmt.

16 Vgl. u.a. Kommers-Lieder des Tübinger Wingolf, Tübingen 1902, S. 11.

17 UAT 646/3 Rothenburg, Semesterberichte, Sommersemester 1905, S. 1 f.

zum örtlichen Offizierskorps galten als außerordentlich wichtig für das Ansehen der Verbindung.¹⁸

Versteht man Militarismus als die Übertragung militärischer Werte und Tugenden auf die Gesellschaft, so sind viele Facetten des korporierten Studentenlebens zweifellos als Ausdruck von Militarismus einzuschätzen. Allerdings hatte der romantische Kriegskult der Studenten mit militärischer Effizienz oder wirklicher Vorbereitung auf ein Soldatenleben wenig zu tun. Das Kriegsbild der Studenten war das eines romantisierten Kriegs der Vergangenheit, geprägt durch die im Studentenleben allgegenwärtige Lyrik der antinapoleonischen Kriege. Die Jahrhundertfeier der „Befreiungskriege“ 1913 bot Anlass und zahlreiche Gelegenheiten, die Tradition studentischen Kampfes fürs Vaterland mit viel Pathos zu betonen und zu inszenieren. Dass ein solcher Jubiläumsmilitarismus jedoch auch konkreten Handlungsbedarf hervorrufen konnte, zeigt die Tatsache, dass der Ausschuss vereinigter Tübinger Korporationen 1913 beim örtlichen Regiment anfragte, ob „Studenten, die ihrer aktiven Dienstpflicht genügt haben, die Möglichkeit zu weiterer Ausbildung im Schießen mit Militärwaffen zu verschaffen“ wäre.¹⁹ Inwieweit sich der symbolische Militarismus der Studenten und ihre Imprägnierung mit einem militärischen Männlichkeitsideal in politischen Überzeugungen niederschlug, ist schwer zu ermitteln. Parteipolitik war verpönt und politische Veranstaltungen oder Debatten gab es selten. Als ein Hinweis darauf, dass Studenten auch in ihrem politischen Denken dem Militärischen eine wichtige Rolle zuschrieben, kann gelten, dass 1913 neun Tübinger Korporationen dem Deutschen Wehrverein angehörten, weitere dem Flottenverein und dem Alldeutschen Verband.²⁰

Sport und Militarismus in Cambridge

Die große Bedeutung des Männlichkeitsideals ist eine wichtige Parallele zwischen dem Studentenleben in englischen Colleges und deutschen Studentenverbindungen vor dem Ersten Weltkrieg. Die *team games* von Rudern bis Rugby, die das englische Studentenleben in herausragendem Maße prägten, nahmen hier die Rolle ein, die in Deutschland das Mensurfechten innehatte: Sie galten als Weg, Männlichkeit zu erlangen. „Athletics tend to remove evils and teach men self-restraint and manliness“, beschrieb ein Stu-

18 Auch die Duelltradition als Ausdruck ständischer Ehre verband Offizierskorps und schlagende Studentenverbindungen, vgl. Elias (Anm. 4), S. 67 f.

19 UAT 393/500 Verbindung Igel: Protokollbuch der Vereinigung studentischer Korporationen in Tübingen, Protokoll vom 18.2.1913.

20 Zum Wehrverein siehe Marilyn Shevin-Coetzee, *The German Army League*, New York/Oxford 1999, S. 69 f.

dent ihren erzieherischen Wert.²¹ Die Collegestudenten definierten Männlichkeit in erster Linie über körperliche Eigenschaften. Muskeln und körperliche Stärke galten – im deutlichen Unterschied zu den Verbindungsstudenten – als ein Hauptkriterium von Männlichkeit. Darüber hinaus wurde dem Sport zugeschrieben, dass er eine Reihe von Charaktereigenschaften fördere, deren wichtigste fast identisch mit dem Charakterideal der Mensurfechter waren: Härte, Mut, Selbstdisziplin, das Ertragen von Schmerz, die Unterordnung unter die Gemeinschaft, daneben auch Führungs- und Entscheidungskraft. Die Parallelen sind auffällig: Soldatische Qualitäten standen im Mittelpunkt auch dieses Männlichkeitsideals.²² Männlichkeit wurde auch hier über die Unterordnung des Individuums unter die Gemeinschaft definiert. Die *team games*, allen voran das Rudern, zelebrierten das Aufgehen des einzelnen in der Gemeinschaft, das als ästhetische Faszination empfunden wurde: „A perfect picture of cohesion, complete togetherness, a firm grip of the water, shoulders swinging back together, controlled balance on the swing forward, all working as one man.“ – So oder ähnlich beschrieben Studenten die Faszination des Ruderns.²³ Indes unterschied sich das englische Männlichkeitsideal von dem der deutschen Verbindungsstudenten darin, dass es den Körper in den Mittelpunkt stellte, dem Opfergedanken keine zentrale Rolle zumaß und stärker Führungskraft propagierte.

Die Symbolik des Sportes ist offener als die des Fechtens, sie verweist weniger eindeutig auf den Krieg. *Team games* können auch als Symbol eines institutionalisierten Wettstreits, wie er Demokratie und Marktwirtschaft kennzeichnet, interpretiert werden.²⁴ Der mit dem Public-School- und Studentensport verbundene öffentliche Diskurs jedoch stellte eine eindeutige Verbindung von *team games* und Ertüchtigung fürs Vaterland her. Vor allem in den Public Schools, aus denen etwa 80 % der Cambridge'er Studenten kamen, wurde den Jungen – auch hier unter anderem in Liedern – immer wieder die Parallele von Einsatz für die Sportmannschaft zum Einsatz für das Vaterland vor Augen gehalten.²⁵ Sport und Krieg, vor allem aber Elitesport und Offizierstätigkeit, waren eng verbunden, das eine galt als exzel-

21 Caius College Archive, Debating Society Minutes, RB/CBS:DS/01/04, Vol. 1899–1904, 28.11.1900.

22 Zum militärischen Männlichkeitsideal und der Rolle des Sports im Offizierskorps vgl. J. D. Campbell, „Training for Sport is Training for War“: Sport and the Transformation of the British Army, 1860–1914, in: *The International Journal of the History of Sport* 17 (2000) 4, S. 21–58, hier: S. 26 f.

23 Jack Hulbert, *The Little Woman's Always Right*, London 1975, S. 34.

24 Siehe Richard Holt, *Sport and the British*, Oxford 1989, S. 359 ff.

25 James A. Mangan, *Games Field and Battlefield: A Romantic Alliance in Verse and the Creation of Militaristic Masculinity*, in: John Nauright/Timothy Chandler (Hg.), *Making Men. Rugby and Masculine Identity*, 1996, S. 140–157; sowie ders.: *Athleticism in the Victorian and Edwardian Public School*, Cambridge 1981.

lente Voraussetzung für das andere. Diese Verbindung offenbarte sich auch darin, dass die britische Militärsprache und in besonders hohem Maße die Sprache des Offizierskorps von Sportmetaphorik dominiert wurde.²⁶ Beispiele sind das Lied „For war by any other name is just another British game“, oder die Wendung eines Studenten, der das Officer Training als „playing at soldiers“ und Krieg als „the harder side of the game“ bezeichnete.²⁷

Eine große Anzahl von Studenten absolvierte neben dem Studium eine freiwillige militärische Ausbildung im *Cambridge University Officer Training Corps (C.U.O.T.C.)*. Während sich ab den 1880er Jahren ein immer geringerer Anteil der britischen Bevölkerung in Freiwilligenverbänden engagierte, wuchsen die universitären *Volunteer Rifle Corps* und damit auch das *Cambridge Corps* beständig: Im Jahr 1900 absolvierte rund ein Viertel der Studenten während des Studiums ein militärisches Training, 1910 etwa ein Drittel.²⁸ Ein guter Teil der Studenten hatte zudem schon während der Schulzeit einem *Cadet Corps* angehört, so dass bis zu zwei Drittel der Studenten eine militärische Grundausbildung erfahren hatten.²⁹ Das studienbegleitende Officer Training bestand aus Drill, Paraden, militärischen Vorlesungen, Schießübungen und einem jährlichen Sommercamp. Ein Teil des Trainings war nach dem Vorbild der *team games* als Spiel, als Konkurrenzkampf zwischen verschiedenen Colleges oder zwischen Oxford und Cambridge organisiert. Neben einem Annual Military Tournament in Cambridge fand ebenfalls jährlich und vor großem Publikum in London ein Wettbewerb der Oxbridger O.T.C.s statt. Disziplinen waren *Artillery Driving, Riding and Jumping, Half-Section Jumping, Tent-Pegging, Tug of War*. Ein zeitgenössischer Kommentar der Lokalzeitung *Cambridge Daily News* macht dazu deutlich, dass nicht nur *team games* als militärisches Training, sondern umgekehrt auch militärisches Training als Sport wahrgenommen wurde: „The

-
- 26 Vgl. etwa den Artikel in den *Cambridge Daily News* vom 8.1.1914, „Playing the Game“, der die Rede eines Offiziers bei einem Recruiting Event der Territorial Force wiedergibt: „He likened the navy and military forces to a football team, with the Navy and the Regular Army the forwards and halves – the striking force – and the Territorials the backs. The special business of the backs was to defend the goal – Great Britain.“ Zur Sportmetaphorik vgl. Colin Veitch, „Play up, Play up, and win the war!“ *Football, the Nation and the First World War 1914–15*, in: *Journal of Contemporary History* 20 (1985), S. 363–378.
- 27 Michael C. Adams, *The Great Adventure. Male Desire and the Coming of World War I*, Bloomington/Ind. 1990, S. 45, 94; *The Dial*, Michaelmas 1912, S. 153 f.
- 28 Hew Strachan, *History of The Cambridge University Officer Training Corps*, Tunbridge Wells 1976, S. 230. Bis 1907 hieß das Corps *Cambridge University Rifle Volunteers*, die Umwandlung in ein O.T.C. war Ergebnis der Haldane’schen Armee reform. Vgl. auch Hew Strachan, *Militär, Empire und Civil Society: Großbritannien im 19. Jahrhundert*, in: Ute Frevert (Hg.), *Militär und Gesellschaft im 19. und 20. Jahrhundert*, Stuttgart 1997, S. 78–93.
- 29 Diese Einschätzung vertrat ein Angehöriger des *Downing College* im *Cambridge Magazine*, 16.5.1914, S. 608.

London public love these inter-‘Varsity struggles, and never fail to turn out in force whenever they are held in their midst, and the crowds that lined the huge arena at Olympia yesterday showed how keenly the Londoner appreciates the opportunity of seeing and admiring the athletic ‘Varsityman and the clean sport that he invariably shows.’³⁰ Der studierende Offizierskandidat wurde hier als Athlet, die militärischen Disziplinen wurden als Sport wahrgenommen.

Die Ursachen der zunehmenden Militarisierung des Cambridge’er Studentenlebens sind im Burenkrieg zu suchen. Dieser hatte deutliche Schwächen der englischen Armee offenbart. Infolgedessen wurde eine nationale Kampagne zur Förderung militärischer Effizienz und nationaler Stärke initiiert, die auch in Cambridge ihre Wirkungen zeigte. Der Burenkrieg wurde von der Studentenschaft mehrheitlich gutgeheißen und verursachte, so berichtet ein Collegemagazin, „a wave of military enthusiasm“.³¹ Die Teilnehmerzahl am Officer Training stieg, über 100 Studenten meldeten sich freiwillig an die Front.³² Die führende Cambridge’er Studentenzeitung fragte dennoch: „The question is, has Cambridge done enough? It is not enough for Cambridge to say that she has done as well as certain others. It is for her to lead, not to follow.“³³ Das Selbstbild, dass Cambridge führen, an der Spitze der Nation stehen müsse, wurde auch auf den Bereich des Militärischen übertragen. Man hoffte, „that Cambridge men will ever be among the first to respond, when the necessity arises, to the call to arms in defence of the Empire.“³⁴ Auf Studenten, die nicht teilnahmen, wurde Druck ausgeübt: „The spirit that prevents attendance at camp is one which should have no place among Cambridge men“ äußerte die Studentenzeitung *The Gownsmen* 1911.³⁵ Sie suggerierte damit eine besondere militärische Pflicht gerade von *Cambridge men* bzw. versuchte festzuschreiben, dass sich militärische Abstinenz nicht mit dem Bild des *Cambridge man* verträge. Auch in das offizielle Curriculum der Universität drang schließlich in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg drangen militärische Elemente ein: 1909 wurden *Mili-*

30 Cambridge Daily News, 17.5.1914, „Varsity Day at Olympia“. Auch die Spezialabteilungen des O.T.C. hatten ihre eigenen Wettbewerbe, so hatten die Royal Engineers des O.T.C. „Annual Bridge Building Competitions“, vgl. Cambridge Daily News, 7.3.1914. Die hier festgestellte enge Verbindung von Sport und militärischer Übung widerspricht der Ansicht von Christiane Eisenberg, „English Sports“ und deutsche Bürger. Eine Gesellschaftsgeschichte 1800–1939, Paderborn u.a. 1999, S. 300 ff., die ein solches enges Verhältnis als deutsches Charakteristikum darstellt und die These vertritt, der Sport habe in England stärker sein ziviles Gesicht gewahrt. Dies trifft für den Massensport vermutlich zu, gilt für den Elitensport jedoch nicht.

31 The Griffin, Vol. IX, No 1, Michaelmas Term 1911, S. 22.

32 The Cambridge Review, 24.1.1901, S. 129.

33 The Granta, 19.1.1901, S. 150, „Motley notes“.

34 The Cambridge Review, 17.5.1900, S. 317 f.

35 The Gownsmen, 14.10.1911, S. 31 f.

tary Studies als Vorlesungs- und Prüfungsfach zugelassen und erfreuten sich zunehmender Beliebtheit. Das Board of Military Studies plädierte 1910 dafür, zusätzliche Mittel für den Unterricht bereitzustellen. Als Begründung verwies man auf „the increase in the number of students who desire to avail themselves of the facilities offered by the War Office for obtaining a Commission in the Regular Forces“.³⁶ 1914 wurde ein doppelter Erfolg mit Stolz vermerkt: Cambridge hatte erstens unter allen britischen Universitäten im vergangenen Jahr die höchste Anzahl von erfolgreichen Offizieren für die Regular Army hervorgebracht. Darüber hinaus hatte das Cambridger O.T.C. seit seiner Gründung für die Territorial Force und die Special Reserve mehr Offiziere gestellt als alle anderen O.T.C.s.³⁷

Jegliche Form von Wehrpflicht lehnte hingegen eine Mehrheit der Studenten ab. Dies belegen zahlreiche Debatten zu diesem Thema in der Cambridge Union Society wie auch anderer kleinerer Debating Societies.³⁸ Dennoch ging 1913 von einer Reihe von Professoren der Vorstoß aus, militärisches Training für alle Studenten zur Pflicht zu machen. Zwar fanden sich für das betreffende Memorandum über 1.600 Unterschriften unter ehemaligen Cambridge'ern Studenten, die als *Members of the Senate* ein Mitspracherecht in der Universitätsverwaltung hatten. Die Undergraduates verhielten sich jedoch überwiegend ablehnend.³⁹ Die Gegner des Vorschlags erklärten das existierende Freiwilligensystem für ausreichend und effizient, und deklarierten ein verpflichtendes militärisches Training für Studenten als nicht vereinbar mit der Idee der Universität. Wehrpflicht, so wurde gelegentlich geäußert, fördere „militarism“ und sei mit der englischen liberalen Tradition nicht vereinbar.⁴⁰ Die Befürworter wiederum wiesen dieses Verständnis von „liberty“ energisch zurück. Liberty könne nicht „the liberty to dispense with duty and discipline“ sein, so Arthur Gray, der Master von Jesus College.⁴¹ Das Verhältnis von Liberalismus, militärischem Training und Militarismus war umstritten.

Der Begriff „Militarism“ konnte, und dies widerspricht einer gängigen Wahrnehmung in der Militarismus-Debatte, in England vor 1914 sowohl positiv wie auch negativ konnotiert werden. Er konnte nicht nur als Fremd-

36 St Johns College Minutes, VOL VIII, S. 124 eingeleftet: Board of Military Studies, 24.10.1910.

37 The Cambridge Review, 13.5.1914, S. 426; The Cambridge Magazine, 24.1.1914, S. 287.

38 In den 15 untersuchten Debattierklubs gab es zwischen 1900 und 1914 insgesamt 23 Debatten zum Thema Wehrpflicht. 15 endeten mit einem Mehrheitsvotum gegen Wehrpflicht, acht sprachen sich für Wehrpflicht aus.

39 Vgl. zum Memorandum und der Debatte um Compulsory Training, The Cambridge Magazine, 18.1.1913, S. 223 f.; 19.4.1913, S. 457; 25.4.1914, S. 499 f., 535 f.; The Cambridge Review, 27.2.1913, S. 310; 6.3.1913, S. 334.

40 The Cambridge Review, 8.3.1905, S. 300.

41 The Cambridge Magazine, 25.4.1914, S. 500.

bezeichnung, sondern auch als Selbstcharakteristik dienen. So ist etwa in dem Protokoll einer Debatte über das Boy Scout Movement festgehalten: „The Chaplain in a kind and purposeful speech pointed out the good which the country was likely to draw from militarism in general and the Boy Scouts in particular.“⁴² Die St John's Debating Society lehnte noch 1906 den Antrag „That this House deplores the Growth of Militarism“ mit 27 zu 23 Stimmen ab. Hier vertrat also eine Mehrheit der Teilnehmer *militarism* als positives Prinzip.⁴³ Fünf Jahre später, 1911, verurteilte dieselbe Society den „growth of militarism“ allerdings mehrheitlich.⁴⁴ Eine positive Konnotation des Begriffs *militarism* scheint im Cambridge vor 1914 keine Mehrheitsposition gewesen zu sein. Es überwiegen diejenigen Beiträge, die *militarism* als übersteigerte Wertschätzung des Militärischen ansahen. Eine eindeutige negative Konnotation erhielt der Begriff jedoch erst infolge des Ersten Weltkrieges. Auch wenn bereits zuvor *militarism* gelegentlich mit dem Fremdbild Deutschland in Verbindung gebracht worden war, wurde erst jetzt der „Prussian Militarism“ ein festgelegtes Feindbild.⁴⁵ Ab 1914 findet sich in Cambridge keine positive Verwendung des Begriffs mehr. In den Debatten der 1920er diente er nur noch als Feindbild.

Einige Unterschiede zu Tübingen sind festzuhalten: Obwohl in der Public School Kriegslieder zum Schulalltag gehörten, hatten diese in Cambridge keine Bedeutung, auch Kriegsgedichte spielten keine Rolle. Relativ selten waren kriegsbegeisterte Reden zu hören. Eine pathosbeladene Idealisierung von Opfer und Tod fürs Vaterland, wie sie die Tübinger Verbindungsstudenten auszeichnete, gab es unter den englischen Studenten nicht. Trotz aller militärischer Tätigkeit war der Krieg sprachlich damit in Cambridge weniger präsent als in Tübingen. Eine, wenn auch kleine, Friedensbewegung existierte in der Universität.⁴⁶ Auch das Erziehungsideal war in Cambridge weniger stark von militärischen Tugenden wie Disziplin und Gehorsam durchzogen. Für das Tübinger Verbindungsleben waren sie zentral. Obwohl das Militärische nach 1900 offensichtlich eine Konjunktur in Cambridge erlebte, stellt sich daher die Frage, ob auf beiden Seiten gleichermaßen von Militarismus gesprochen werden kann. Angesichts der Parallelen in der Betonung der Kriegsbereitschaft der Studenten und in studentischen Praktiken, die zu einer Identifikation mit einer soldatischen Rolle führten, scheint es je-

42 Trinity College Archive, The Decemviri, 1902–1913, Rec. 13.4.

43 St John's College Archive, SOC 8.5., Band 1902-09, Lent Term 1906.

44 Ebd., Band 1909–14, Michaelmas Term 1910.

45 The Old Cambridge, 24.2.1923, S. 18.

46 The Cambridge Magazine, 11.11.1912, S. 320; der Artikel „War against War“, berichtet über das Gründungstreffen der „War and Peace Society“, bei dem Norman Angell zu Gast war. Angells 1910 erschienenes Buch „The Great Illusion“, das die These einer ökonomischen Sinnlosigkeit moderner Kriege vertreten hatte, hatte zur Gründung zahlreicher solcher „Study Groups“ geführt.

doch nicht angemessen, hier von Militarismus zu sprechen und dort nicht. Eher bestätigt sich das Urteil von Anne Summers, Militarismus sei auch in England verbreitet gewesen, er habe dort jedoch weniger eindeutige und konventionelle Formen angenommen.⁴⁷ Der Militarismus deutscher und englischer Studenten, so ein Zwischenfazit, unterschied sich in Charakter und Form. Es deutet sich eine graduell stärkere Militarisierung des Alltags und des Wertekanons der deutschen Studenten an. Die unterschiedlichen Formen des studentischen Militarismus machen es jedoch schwierig, eine Messlatte anzulegen, mithilfe derer man ein eindeutiges Urteil über eine stärkere oder schwächere Militarisierung Cambridge'er und Tübinger Studenten fällen könnte.

Kriegsbilder und Kriegsfreiwilligkeit

Auch das Kriegsbild der englischen Studenten unterschied sich von dem der deutschen: Weniger ein romantischer Freiheitskrieg als vielmehr ein begrenzter Kolonialkrieg prägte die Vorstellung der Cambridge'er Studenten. Zudem deuten die *games-war*-Analogien auf die Idee des Kriegs als eine Art Spiel hin – ein deutlich anderes Kriegsbild als das der Verbindungsstudenten, wenn auch kein realistischeres. Die Bezeichnung des Kriegs als „game“ überträgt eine zivile Metapher auf den Bereich des Militärischen. Während die korporierten Studenten den Krieg mythisierten, verharmloste Sportsprache den Krieg. Sie gab ihm ein ziviles Gesicht, das die Realität auf andere Art verdeckte – als heroischen Befreiungskriegsmythos. Es wäre zu fragen, ob nicht auch diese sprachlichen Codes dazu beitrugen, dass sich das (Selbst-)Bild der englischen Nation als einer zivilen, nicht-kriegerischen sich so beständig halten konnte.

Nichtsdestoweniger war die Reaktion auf den Kriegsausbruch 1914 in Cambridge und Tübingen dieselbe oder zumindest eine sehr ähnliche: Die Studenten meldeten sich massenhaft freiwillig zur Front. In Tübingen fiel die Bekanntmachung der Mobilmachung mit dem Sommersemesterende zusammen, und nach einigen patriotischen Umzügen in der Stadt packte ein Großteil der Studenten seine Sachen, um sich zur Armee zu melden. Die Studenten sahen ihren Entschluss als zwingend an und begrüßten den Kriegsausbruch als Gelegenheit, zu beweisen, dass die in der Mensur symbolisch erwiesene Kriegsbereitschaft wahrhaftig war, dass die Lieder nicht nur Lieder waren. „Und ruft uns einst zum ernstesten Männerstreit das Vaterland, erst recht sind wir bereit“ – wir haben es oft auf der Kneipe und im trauten

47 Anne Summers, *Militarism in Britain before the Great War*, in: *History Workshop Journal* (1976), S. 105 f.

Freundeskreise gesungen und wir haben gehalten, was wir uns am Neckarstrande geschworen hatten“, schwärmte ein Mitglied der Verbindung Saxonia.⁴⁸ Im Oktober 1914 standen rund 1.400 der ca. 2.000 Tübinger Studenten im Heeresdienst, das sind rund 67 %, von den Verbindungsstudenten waren es sogar 81 %.⁴⁹ Auch wenn aus diesen Zahlen nicht konkret hervorgeht, wer freiwillig ging, lassen zahlreiche Berichte den Schluss zu, dass es unter Verbindungsstudenten nicht möglich war Kriegsfreiwilligkeit offen abzulehnen. Da Männlichkeit wie dargelegt essenziell über Unterordnung unter die Gemeinschaft definiert wurde, hätte ein Ausscheren aus der Masse der Freiwilligen einen doppelten Tabubruch bedeutet: den Bruch mit den militärischen Männlichkeitsidealen und den Bruch mit der Tradition der Verfügungsgewalt der Gruppe über den Einzelnen.

Dies gilt ganz ähnlich für die englischen Studenten.

In Cambridge fiel die Mobilmachung in die Semesterferien. Dennoch war in den ersten Augusttagen das Cambridge'er Büro des *Officer Training Corps* von Studentenmassen umlagert, die sich um eine *Commission*, eine Offiziersstelle, bewarben. Im Oktober 1914 hatte sich die Zahl der Cambridge'er Studenten auf ca. die Hälfte reduziert.⁵⁰ Da vor 1916 in England keine Wehrpflicht bestanden hatte, ist folglich davon auszugehen, dass sich etwa jeder zweite Student freiwillig zum Kriegsdienst meldete. Hinzuzurechnen sind alle diejenigen, die noch keine militärische Ausbildung hatten, eine solche aber im *Cambridge Officer Training Corps* begannen und deshalb noch in Cambridge als Studenten gezählt wurden. Ende 1915, also vor Beginn der *Conscription* in England, waren über 75 % der Studenten an der Front, eine Zahl, die nach Einführung der Wehrpflicht im Januar 1916 nur noch um etwa 7 % stieg.⁵¹ Die verbleibenden Studierenden waren in Cambridge wie in Tübingen in der Regel untauglich, zu jung, Ausländer, kriegsversehrt, aufgrund des Studienfaches (z.B. Medizin) zurückgestellt oder für das Examen beurlaubt. Darüber hinaus gab es in Cambridge eine kleine Gruppe von Kriegsdienstverweigerern, vor allem aus dem nonkonformistischen Lager. Pazifisten und Kriegsdienstverweigerer waren in Cambridge nur eine kleine Minderheit, der die Mehrheit „a complete want of sympathy“ entgegenbrachte.⁵² Sie fanden jedoch die Unterstützung einiger pazifistischer

48 UAT 367/ 42 Jahresberichte der Saxonia Tubingensis, darin Kriegsjahresberichte 1914–1916, hier: 1914. Analog u.a. Friedrich Meyer, Die letzten Julitage, in: Erich Bauer (Hg.), Die Tübinger Rhenanen, Zeulenroda 1936, S. 507.

49 Kriegszeitung der Universität Tübingen. Den Studenten im Felde gewidmet, Tübingen 1915, o.S.

50 The Cambridge Review, 28.10.1914, S. 38.

51 Ebd., 20.10.1915, S. 35 und 19.1.1916, S. 143.

52 Goldworthy Lowes Dickinson, The Autobiography of G. Lowes Dickinson and Other Unpublished Writings, ed. by Dennis Proctor, London 1973, S. 195.

Professoren wie Goldworthy Lowes Dickinson und Betrand Russel, und darüber hinaus im Cambridge Magazine einen Ort, um ihre Ansichten zu vertreten. Dickinson urteilte dennoch im Rückblick enttäuscht: „I learned, once and for all, that students, those whose business it would seem to be to keep the light of truth burning in a storm, are like other men, blindly patriotic, savagely violent, cowardly or false, when public opinion once begins to run strongly.“⁵³

Militarismus und Statusanspruch

Die Militarisierung des Studentenlebens am Vorabend des Ersten Weltkrieges diente den Studenten dazu, ihre Position in der Gesellschaft zu stärken bzw. ihren Anspruch auf eine nationale Führungsrolle zu begründen. College- und Verbindungsstudenten definierten sich als eine Elite, welche „die zukünftigen Erzieher und Führer unseres Volkes“, bzw. „leaders in all the spheres of our national life“ hervorbringe.⁵⁴ Dieser Anspruch war jedoch nicht unangefochten. Vor allem für das deutsche Bildungsbürgertum wird die Spätphase des Kaiserreichs als eine Zeit der Statusverunsicherungen beschrieben, in der Forschung wird von ihm als einer „zerbröckelnden“ Gruppe gesprochen, die „verfiel“, „zertifaserte“ und zunehmend „fragmentierte“.⁵⁵ Auch die gesellschaftliche Stellung der Studenten war ungesichert. Zwischen 1870 und 1910 verfünffachte sich in Deutschland die Zahl der Universitätsstudenten. Der Begriff Student konnte nicht mehr selbstverständlich mit männlich, bildungsbürgerlich und protestantisch gleichgesetzt werden. Das Universitätsexamen spielte als „Bildungspatent“ zweifellos immer noch eine wichtige Rolle, da es über die Zugehörigkeit zum Bildungsbürgertum entschied und den Zugang zum Staatsdienst und anderen traditionellen Karrieren eröffnete. Der Anstieg der Studentenzahlen erhöhte jedoch die Konkurrenz in diesen Karrierefeldern. Dem begegneten die Korporationen, indem sie versuchten, die Korporationsgemeinschaft durch maximale innere Geschlossenheit möglichst deutlich von den Freistudenten abzugrenzen und so ein Bild der Korporationen als einer Elite in der Öffentlichkeit zu verankern. Zu diesem Selbstbild einer Elite gehörte es, sich als vorbildlich national ge-

53 Ebd.

54 Georg Schmidgall, Die Tübinger Normannia als burschenschaftliche Verbindung. Als Manuskript gedruckt, Tuttingen 1905, S. 8; Cambridge Daily News, 23.11. 1920, „Too much philandering“.

55 Rüdiger vom Bruch, Gesellschaftliche Funktionen und politische Rollen des Bildungsbürgertums im Wilhelminischen Reich, in: Jürgen Kocka (Hg.), Bildungsbürgertum im 19. Jahrhundert, Teil IV: Politischer Einfluss und gesellschaftliche Formation, Stuttgart 1989, S. 146-80, hier: 179; Dieter Langewiesche, Bildungsbürgertum und Liberalismus im 19. Jahrhundert, in: Jürgen Kocka (Hg.), ebd., S. 110.

sinnte Gemeinschaft zu präsentieren, die jederzeit zum Tod fürs Vaterland bereit sei – und dies auch schon in der Geschichte mehrfach bewiesen habe. Es gelang den Korporationen, in der Öffentlichkeit mit den im späten Kaiserreich hoch angesehenen Charakteristika Wehrbereitschaft, nationale Gesinnung und Opferbereitschaft identifiziert zu werden.

Für die Cambridge'er Collegestudenten gilt der Befund einer Statusverunsicherung nicht in gleichem Maße. Auch wenn sich in England ebenfalls die Studentenschaft zwischen 1870 und 1910 vervielfacht hatte, blieben doch Oxford und Cambridge von sozialem Wandel relativ unberührt. Die Cambridge'er Studentenschaft zeichnete sich durch Exklusivität und eine starke Identifikation mit der *ruling class* aus. Auch wenn deren Führungsrolle in der Nation ebenfalls nicht mehr unangefochten war, stellte sie doch eine im Vergleich deutlich stabilere Identifikationsgruppe dar. Dennoch war spätestens seit dem Burenkrieg offenbar, dass Oxford und Cambridge, die zunehmend wegen Ineffizienz und Exklusivität die Kritik der Öffentlichkeit auf sich zogen, sich der Bewegung der *national efficiency* nicht verweigern konnten.⁵⁶ Officer Training, militärische Prüfungsfächer und Sportideologie dienten damit hier dazu, den Anspruch auf eine nationale Führungsrolle abzusichern, die Position von Cambridge in der Nation zu wahren. Der Collegesport war ein wichtiges Symbol für diesen nationalen Führungsanspruch. Er brachte „strong, healthy, muscular young men“ hervor, bemerkte ein indischer Gaststudent beeindruckt, und lobte gleich noch einmal die „tall, stalwart, muscular figures of English students“.⁵⁷ Der studentische Körper wurde damit zum Symbol für die – auch militärische – Führungskraft der *upper middle class*. Er schied die Studentenschaft deutlich von den unteren sozialen Schichten.⁵⁸ *Team games* trugen dazu bei, die Cambridge'er Studentenschaft ästhetisch zu vereinheitlichen sowie den inneren Zusammenhalt, den „esprit de corps“ der Gemeinschaft, zu stärken und sie damit gegenüber ihrer Umwelt hervorzuheben.

Die Studenten suchten ihre Führungsrolle nicht nur gegenüber anderen Gesellschaftsschichten zu behaupten, sondern auch gegenüber dem anderen Geschlecht. In Cambridge gab es bereits seit den 1870ern zwei Frauencolleges, deren Studentinnen jedoch nicht dieselben Rechte hatten wie die

56 Robert D. Anderson, *The Formation of National Elites: the British Case*, in: Märtha Norrback, u.a. (Hg.), *University and nation. The University and the Making of the Nation in Northern Europe in the 19th and 20th Centuries. Proceedings of the Conference on the History of Universities organized at the University of Helsinki, 20-24 April 1994, under the auspices of the Commission of University History*, Helsinki 1996, S. 113-124.

57 S. Sathianadan, *Four Years in an English University*, Madras 1897, S. 40, 98.

58 Zu dieser „physical reality of class inequality“ siehe Jay M. Winter, *Army and Society: The Demographic Context*, in: Ian Beckett/Keith Simpson (Hg.), *A Nation in Arms: A Social Study of the British Army in the First World War*, Manchester 1985, S. 199 ff.

männlichen Undergraduates und denen allem keine Abschlüsse von der Universität zuerkannt wurden. Die Debatte über die Zulassung der Frauen zu den Universitätsabschlüssen zog sich durch das Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg hin, ohne dass sich letztendlich etwas zu Gunsten der Frauen änderte.⁵⁹ Nicht nur die Professoren, gerade auch die männlichen Studenten selbst lehnten in der Mehrzahl die Forderungen der Studentinnen ab. Cambridge solle „a university for men“ und damit ein „Cambridge *man*“ bleiben.⁶⁰ Im Leben der männlichen Studenten spielten vor 1914 die Studentinnen so gut wie keine Rolle, sie blieben durch strenge Anstandsregeln abgeschottet, saßen in Vorlesungen getrennt, blieben aus studentischen societies – mit wenigen Ausnahmen – ausgeschlossen. Dennoch stellten die Frauen, die zunehmend hervorragende Prüfungserfolge vorweisen konnten, eine Herausforderung für die männliche Identität ihrer Kommilitonen dar. Die Geschlechterkonkurrenz kann damit als ein Faktor gelten, der die zunehmende Militarisierung des Männlichkeitsideals der Studenten verstärkte. Die Frauen konnten zwar eigene Sportsmannschaften gründen, der Bereich des Krieges und Kriegsspieles blieb jedoch den Männern vorbehalten und bot damit auch eine Bestätigung männlicher studentischer Identität.

Für Tübingen galt dies in ähnlicher Weise, auch wenn der Konflikt zwischen Studenten und Studentinnen hier weniger an die Oberfläche trat. Bis 1914 blieb die Zahl der studierenden Frauen sehr niedrig. Im Verbindungsleben spielten Frauen nur in Rollen als Tanzpartnerin, treu sorgende Gattin und Zuschauerin eine Rolle; sie blieben auf Funktionen verwiesen, die dem männlichen Bild der Frau folgten. Auf die ersten Studentinnen reagierten die Korporationsstudenten weitgehend mit Missachtung.⁶¹ Noch 1922 hoffte man, dass Tübingen seinen „deutlich erkennbaren Charakter als ausgesprochen männliche Universität“ nicht einbüßen werde.⁶² Mit der Betonung militärischer Traditionen und Pflichten des Studenten versuchten die Verbindungen ein essenziell männliches Studentenbild in der Öffentlichkeit festzuschreiben und so auch einem Vordringen des Frauenstudiums entgegenzuwirken.

In Form und Intensität militarisierter Verhaltensformen konnten Unterschiede zwischen englischen und deutschen Studenten festgestellt werden. Gemeinsam war den College- und Verbindungsstudenten jedoch ein Selbstbild, nach dem sie gerade als Studenten eine spezifische Pflicht dem Vater-

59 Siehe Rita McWilliams Tullberg, *Women at Cambridge*, revised edition, Cambridge 1998.

60 *The Cambridge Review*, 11.6.1919, S. 386.

61 Edith Glaser, *Hindernisse, Umwege, Sackgassen: Die Anfänge des Frauenstudiums am Beispiel der Universität Tübingen (1904–1934)*, Diss., Tübingen 1989, S. 143 ff., 243 ff.

62 Die Feier des 450jährigen Bestehens der Eberhard-Karls-Universität Tübingen vom 24. bis 26. Juli 1927, Stuttgart 1928, S. 40.

land gegenüber zu erfüllen hätten, die den Kriegseinsatz einschloss. Diese Überzeugung prägte sich ihnen nicht nur im Diskurs, sondern auch in symbolischen Praktiken ein, sie formte nicht nur den Geist, sondern auch die Körper und entfaltete somit eine hohe Wirkungsmacht. Die Militarisierung des Studentenlebens diente dabei auch dazu, eine gesellschaftliche Führungsrolle der Studenten in ihrer Nation zu begründen bzw. zu behaupten. Die Dominanz des Selbstbildes als Speerspitze der Nation, seine Prägekraft und schließlich die große Macht, die die Studenten der Gemeinschaft über das Individuum einräumten, sind Faktoren, die die freiwillige Teilnahme am Krieg von 1914 an erklären können. Etwa jeweils ein Drittel der Cambridge'er und der Tübinger Studenten sollte sie mit ihrem Leben bezahlen.⁶³

63 720 Tübinger Studenten starben, 1914 waren rund 2.100 immatrikuliert gewesen, vgl. Manfred Schmid, *Die Tübinger Studentenschaft nach dem Ersten Weltkrieg 1918–1923*, Tübingen 1988, S. 8. Etwa 2.100 Cambridge'er Studenten fielen, etwa ein Drittel derer, die dienten, siehe T. E. B. Howarth, *Cambridge between Two Wars*, London 1978, S. 16.